



Ob ihr wirklich richtig steht, seht ihr, wenn das Licht angeht. Das Schicksal führte unseren Reporter in den Aufzug ganz rechts. Eine halbe Stunde lang ging es rauf und wieder runter im Stadthaus.

RN-FOTO SCHAPER

Wer hier drin guckt, ist komisch

MITTE. Scheue Liebe in Grau: 30 Minuten lang Aufzug fahren ist eine nicht zu unterschätzende Herausforderung. Es ist still, unbehaglich und verkrampft. Zeit für Emotionen gibt es inmitten der ganzen Tristesse trotzdem.

Von Max Nölke

Ich mustere die grau-metallige Kabine minuziös, werfe ihr einen skeptischen Blick zu und habe das Gefühl, sie erwidert diesen entsprechend. Du und ich. Vier Quadratmeter. Für die nächsten 30 Minuten. Wir schaffen das schon, denke ich und schreite entschlossen hinein.

Bei Betreten des Fahrstuhls spüre ich förmlich, wie wir eins werden. Mich beschleicht das Gefühl, dass die Tristesse der Szenerie mich zu packen versucht und sich langsam ein Schwarz-Weiß-Filter über mich legt.

Trotzdem bin ich bereit. Ich fühle mich stark, als ich meine Tour im Erdgeschoss des Stadthauses beginne. Kompromisslos drücke ich meinen Finger auf den runden Knopf mit der Nummer 10. Die Tür schließt sachte und der Aufzug macht sich ruckelnd auf den Weg ins oberste Geschoss. Prompt setzt ein leichtes Dröhnen in meinem Schädelinneren ein.

Im vierten Stockwerk hält er. Ein Mann tritt ein. „Mlo“, raunt es mir entgegen. Ein paar Konsonanten aneinandergereiht, ohne das Mundwerk überzustrapazieren und zack, erledigt ist die leidige Sache mit der Höflichkeit. Ich lasse das als Grußformel durchgehen und grüße freundlich zurück. Für eine Sekunde schauen wir uns in die Augen. Ein tiefer Moment. Feurig und emotional. Dieser ältere Herr mit dem unschönen kurzärmeligen Hemd in Beige und ich. Gefangen auf vier Quadratmetern. Dann

wendet sich sein Blick schnell ab. Für den restlichen Aufzugaufenthalt gilt nun für ihn: nicht bewegen und auf die Fahrstuhlknöpfe starren. Langsam schleppen sich die roten Zahlen auf der Anzeige hoch. Das Unbehagen, ob des gemütlichen Fahrtempos steht in der Luft wie der Bürokratiemuff des gesamten Hauses. Die Erlösung bringt eine sanfte, leicht mechanisch klingende Frauenstimme: „8. Obergeschoss. Tür öffnet.“ Der Mann tritt in die Freiheit. Ich bleibe zurück.

Oben angekommen geht's für mich sogleich wieder nach unten ins Erdgeschoss. Die Fahrt bestreite ich alleine. Keine anderen Zustiege können verbucht werden. Wie angenehm.

Bevor sich die Tür im Erdgeschoss öffnet, höre ich schon zwei Männer, die sich rege unterhalten. Irgendwas mit Teneriffa vernehme ich. Dann schreiten sie hinein, wo ich schon auf sie warte. Sie hören schlagartig auf, sich zu unterhalten und heben beide nickend ohne erkennbaren Gefühlsausdruck den Kopf zum Gruß. Sodann neigt sich beider Genick zu Boden, scheint fast maschinell einzurasten und bewegt sich erst wieder aus dieser Haltevorrichtung, als das Gefährt im 6. Stock zum Stoppen kommt und die Tür sich öffnet. Dem Aufzug entstieg, verlassen die beiden Männer scheinbar ihre Unwohlfühloase und führen ihre Unterhaltung munter weiter. Ich vernehme erneut das Wort Teneriffa und merke, wie meine Gedanken plötzlich um Cocktails am Meer kreisen. Auf den Metall-

boden des Fahrstuhls zurück holt mich dann meine einzige Konstante hier drin. „Tür schließt“.

Wir machen einen Sprung. 15 Minuten befinde ich mich nun schon in dieser Blechkiste. Langsam habe ich zu der mechanischen Frauenstimme eine Art Beziehung aufgebaut. Sie ist freundlich, verlässlich und geht mir nicht übermäßig auf die Nerven. Mit den Leuten, die man sehen, allen voran riechen kann und die echte Stimmen haben, führe ich eher flüchtig Bekanntschaft.

Jedes Mal wenn ein Fahrgast in den Fahrstuhl tritt, gibt es da diesen kurzen magischen Moment, in dem sich unsere Blicke für eine hundertstel Sekunde treffen, ehe der Blickkontakt blitzartig abbricht. Wie zwei schüchtern Liebende. Und beide wissen: Die nächsten Sekunden gehören nur uns, auch wenn wir das nicht wollen. Anonymität at its best!

Vom Erdgeschoss in den Fünften, von dort in den Siebten in den Zehnten in den Achten in den Sechsten, wieder in den Fünften und zurück ins Erdgeschoss. Jetzt wieder in den Zehnten. Ich drehe in meinem Hamster rad langsam ein bisschen durch. Spüre die Wände näher kommen. Wenn ich Fahrstuhlbegegnungen schon mit der Schüchternheit von Liebenden vergleiche, ist das kein gutes Zeichen. Es ist eher ein Zei-

chen dafür, dass ich hier bald raus muss.

In der Folge beruhigt sich die Lage ein wenig. Die Minuten verstreichen, die Hochphase scheint überstanden. Ich fahre bestimmt vier Mal rauf und wieder runter, ohne dass ein Fahrgast zusteigt. Mir kommt es vor, als vernehme ich allmählich eine gewisse Einsamkeit. Es kriselt auch langsam zwischen mir und der stockwerkansagenden Frauenstimme. Immer dieses vorwurfsvolle Kommando, wenn die Tür schließt oder

öffnet. Erdrückend. Ich lechze nach verkrampfter Anonymität, will ignoriert werden.

Dann endlich ein neues Gesicht auf Ebene Acht. Ne, Moment mal. Das ist der Typ von meiner ersten Fahrt, der mit dem beigefarbenen Hemd. Auch er merkt, dass wir uns hier schon einmal getroffen haben. Damals vor 25 Minuten im Erdgeschoss. Augenzwinker. Erneut grüßt er, grinst mir zu und ich frage mich, ob da etwas bemitleidenswertes in seinen Augen zu erkennen war. Nach dem Motto: Bist du hier die ganze Zeit schon drin? Sofort stiert er natürlich krampfhaft irgendwo hin, diesmal an die Decke. Beim Verlassen der Räumlichkeit sagt er sogar Tschüss. Das war der erste, der eine gesamte Begrüßungssequenz durchgezogen hat. Ich bin begeistert. Genau diesen Ansporn habe ich gebraucht. Voller Elan mache ich mich auf in meine letzten fünf Minuten. Der nächste Fahrgast wartet schon auf Ebene 3. Der Lift hält an. Mit Spannung betrachte ich, wie sich die schwere Tür öffnet und ein jüngerer Mann hineinkommt. „N'abend“, sagt er fröhlich. Stille. Perplex entgegne ich ihm ein „Hi“ und schaue auf die Uhr. Wir haben 9.50 Uhr morgens. „Moin“ am Abend geht



klar. „Moin“ ist zeitlos. Aber „N'abend“ am Morgen geht zu weit. Das reicht jetzt, finde ich, und erkläre mein Pendler-Dasein im Fahrstuhl mit dieser verwirrenden Begegnung für beendet.

Ein letztes Mal drücke ich die EG-Taste und lausche der Stockwerkansage, mit der ich mittlerweile wieder einen Modus Vivendi gefunden habe. Herausgeschlüpft aus der grauen Wolke, versuche ich, das Geschehen der vergangenen halben Stunde zu reflektieren. Ich komme zu dem Entschluss, dass Fahrstuhl fahren eine Wissenschaft für sich ist. Übertritt man die unsichtbare Linie zwischen Welt und der Aufzugskabine scheinen gesellschaftliche Regeln aus den Angeln gehoben. Die Evolution hat es versäumt, uns zu lehren, wie wir in dieser Situation klarkommen sollen. Wird der Fuß in die Kabine gesetzt, spürt man förmlich die Panik, die sich breitmacht. Nein, man spürt sie nicht bloß, man sieht sie. Als würden grafische Gedankenblasen über den Köpfen aufploppen: Grüße ich die anderen Insassen oder nicht? Wenn ja, muss ich dann flüstern? Wo schaue ich nach der

Begrüßung hin und in welche Richtung neige ich meinen Körper überhaupt? Muss er zur Tür zeigen? Und was zur Hölle mache ich mit meinen Händen?

Einen Knigge gibt es in diesem Bereich der Personenbeförderung nicht. Egal wie, komisch ist es irgendwie immer.

Im Vorhinein habe ich mir Gedanken gemacht, inwiefern sich Menschen in Fahrstuhltypen kategorisieren lassen. Da gibt es bestimmt die lässigen, die sich sportlich gegen die Wand lehnen, die Kommunikativen, die Verträumten oder die Gaffer. Aber nichts da, das Verhalten ist immer gleich, immer unangenehm. Gespräche reißen ab. Blicke werden starr. Die Hände fummeln nervös herum. Sogar Kleinkinder haben die nie formulierten Gesetze des Fahrstuhlfahrens schon verinnerlicht und hören auf zu schreien, sobald sie die unsichtbare Schranke ins eckige Grau durchschreiten.

Meine Ermittlungen haben ergeben, dass wir im Fahrstuhl zu sozial inkompetenten Geschöpfen verkommen. Wer hier den Blickkontakt sucht, ist komisch. Wer spricht, ist überhaupt nicht mehr zu retten. Gerne zitiere ich an dieser Stelle den Schauspieler Frederick Lau, der in seinem Film „Victoria“ die quasselnde spanische Fahrstuhl-Mitfahlerin unmissverständlich über das Phänomen aufklärt: „Nobody talks in Germany in the elevator. It's forbidden!“ – niemand spricht in Deutschland im Aufzug. Es ist verboten.

